

ERSTER BAND

Der Hang

Riedmatt, 1961-1963



Das Tal hält den Atem an

Ein Generationendrama



aban news

Roman · geschrieben mit Claude Opus

Das Tal hält den Atem an - Der Hang

Drama

aban news

geschrieben mit Claude Opus · aban news

. . . .

Kapitel 1 - Die Eingehiratete

Der Postwagen setzte sie am unteren Brückenkopf ab, weil die Straße zum Höfli für ihn zu steil war, und so ging Marlene die letzten zwanzig Minuten zu Fuß neben Kaspar her, den Koffer abwechselnd in der linken und der rechten Hand. Es war der erste Tag im September, und das Tal lag in einem Licht, das sie von zu Hause nicht kannte: hart, fast metallisch, als hätte die Sonne hier oben weniger Luft zu durchqueren. Über ihnen, am Hang, stand der Hof wie ein Pferd, das sich an den Berg gelehnt hatte. Kaspar redete nicht. Er hatte auf der ganzen Fahrt wenig geredet, und Marlene hatte gelernt, das nicht als Kälte zu lesen, sondern als eine Art Sparsamkeit, die hier alles durchzog. Worte kosteten etwas. Erst als der Weg flacher wurde und der Hof aus den Obstbäumen trat, sagte er: «Das ist es. Das Höfli.» Und dann, nach drei Schritten: «Meine Mutter hat schon gekocht.»

Die Mutter stand in der Tür, als hätte sie dort den ganzen Nachmittag gestanden. Eine kleine, trockene Frau mit Händen, die größer wirkten als der Rest von ihr. Sie sah Marlene an, von den Schuhen aufwärts bis zum Haar, und es war kein unfreundlicher Blick, sondern ein prüfender, wie man eine Sense prüft, bevor man mit ihr ins Gras geht. «Du bist also die Lehrerstochter», sagte sie. Es war keine Frage, und Marlene antwortete nicht darauf, sondern reichte ihr die Hand, die einen Moment zu lange in der Luft hing, bis die Alte sie nahm.

«Komm rein. Es zieht.»

Drinnen roch es nach Holz, nach Rauch und nach etwas Saurem, Eingemachtem. Die Stube war niedrig, die Balken über ihr dunkel gewichst, an der Wand ein Kreuz und daneben ein Foto von einem Mann, der Kaspar ähnlich sah und doch nicht war — der Vater, begriff sie, der seit fünf Jahren auf dem Friedhof unten lag. Sie stellte den Koffer ab, wo Kaspar ihn hinstellte, neben die Truhe, und merkte, dass sie nicht wusste, ob das nun ihr Platz war oder nur der Platz für heute Abend.

Anton kam erst zum Essen. Er hatte sich am Nachmittag schon im Dorf umgesehen, ihr Bruder, und brachte den Geruch von draußen mit, von Bier und von kaltem Rauch, und ein Lachen, das in dieser Stube zu groß war. «Ein schöner Flecken», sagte er und ließ sich auf die Bank fallen, dass das Geschirr klirrte. «Beim Sternen sitzen sie schon und reden vom Damm, als wär er ihr eigener. Ich hab ihnen gesagt, ich häng mich rein, sobald sie Leute brauchen.» Er sah Marlene an und zwinkerte, so wie er es als Junge getan hatte, wenn er etwas angestellt hatte und sie es decken sollte.

Die Mutter schöpfte auf, ohne aufzusehen. Es gab Rösti und ein Stück Speck und danach Most aus dem eigenen Keller, und über dem Tisch wurde geredet, aber Marlene merkte schon an diesem ersten Abend, worüber nicht geredet wurde. Man sprach vom Wetter und von der späten Ernte, von einer Kuh, die kalbern sollte, von der Frau des Pfarrers, die kränkelte. Man sprach nicht vom Geld, obwohl das Höfli, das sah selbst sie, mehr Schulden trug als Vieh. Und man sprach nicht vom Damm, obwohl er in jedem Satz mitlief wie ein Wasser unter dem Boden — wenn Kaspar von der späten Ernte sprach, sprach er vom Damm; wenn die Mutter den Most lobte, der dieses Jahr der letzte sein könnte aus dem unteren Garten, sprach sie vom Damm.

«Die da unten», sagte die Mutter einmal und meinte die Baufirma, und dann brach sie ab und schob Marlene das Brot hin.

Später, als das Geschirr weg war und Anton schon wieder hinaus in die kühle Nacht verschwunden war — «nur ein Stündchen, ich kenn jetzt ein paar» —, zeigte ihr Kaspar die Kammer unter dem Dach. Ein schmales Bett, ein Stuhl, ein Fenster, das nach Süden ging, auf den Hang und das, was unten im Dunkeln lag. Er stand in der Tür und wusste nicht recht, ob er bleiben sollte, und Marlene wusste es auch nicht, und so sagte sie: «Geh nur, wenn du musst.» Und er ging, mit einem Nicken, das ein halbes Versprechen war.

Sie schlief in dieser ersten Nacht nicht. Sie lag und hörte das Tal, und das Tal war nicht still, wie sie es sich vorgestellt hatte, als sie ja gesagt hatte zu diesem Mann und diesem Ort. Es gab das Vieh im Stall unter ihr, das sich verlagerte, ein dumpfes, geduldiges Geräusch. Es gab den Wind, der durch die Obstbäume ging. Und es gab, weit unten und doch deutlich, wenn der Wind sich legte, ein Hämmern, ein Pochen, ein Schlagen von Eisen auf Stein, das nicht aufhörte, auch nachts nicht — die Baustelle am Damm, die in Schichten arbeitete, weil die Zeit drängte, ehe das Wasser im Frühjahr kam. Marlene lag und zählte die Schläge, bis sie aufhörte zu zählen, und dachte, dass dieses Pochen das Herz des Tals sein müsse, und wusste nicht zu sagen, warum der Gedanke sie nicht beruhigte.

Gegen Morgen, sie döste eher, als dass sie schlief, hörte sie Anton heimkommen, leise, mit der Sorgfalt der Angetrunkenen, und sie hörte die Mutter, die schon wach war oder nie geschlafen hatte, in der Stube ein Holzschicht nachlegen.

Am nächsten Tag, beim Melken, stand die Mutter neben ihr und sah ihr zu, wie sie es ungeschickt anstellte, und korrigierte sie nicht, sondern sagte nur, als wäre es eine Bemerkung über das Wetter: «Du

musst wissen, hier heiratet man nicht einen Mann. Man heiratet einen Hof.» Sie wischte sich die Hände an der Schürze. «Mein Sohn ist ein guter Mann. Aber der Hof ist älter als er, und er wird auch nach ihm noch da sein. Vergiss das nicht, dann wird es leichter.»

Marlene hielt den Eimer fest und sah die alte Frau an und suchte in dem trockenen Gesicht nach Bosheit und fand keine. Was sie fand, war schlimmer: eine Wahrheit, die so lange gegolten hatte, dass sie keine Schärfe mehr brauchte. Die Mutter nickte ihr zu, fast freundlich, und ging zur Tür, und draußen, unten im Tal, hatte das Hämmern wieder eingesetzt, als hätte es nie aufgehört.

. . .

Kapitel 2 - Die Baustelle

Anton fing am Montag an. Sie nahmen ihn ohne viel Federlesens, weil sie Hände brauchten und weil er stark war und schnell begriff, und am Freitag brachte er den ersten Lohn nach Hause und legte ihn auf den Tisch, als hätte er ihn gefunden. Es war mehr, als ein Knecht im Tal in zwei Wochen verdiente. Die Mutter sah auf das Geld und sah weg, und Kaspar zählte es nicht, aber Marlene sah, dass er es für Kopf zählte. «Sie zahlen gut», sagte Anton. «Sie zahlen gut, weil keiner gern hingeht. Es ist nass und es ist eng, und der Berg arbeitet. Aber Geld ist Geld.»

Marlene ging an einem dieser ersten Tage selbst hinunter, unter dem Vorwand, ihm das Essen zu bringen, das er vergessen hatte. In Wahrheit wollte sie es sehen, dieses Ding, von dem nicht geredet wurde. Der Weg führte an den unteren Wiesen vorbei, an den Gärten, die jetzt noch trugen und im Frühjahr unter Wasser stehen würden, und dann öffnete sich das Tal, und da war es. Eine Wunde im Stein, grau und gewaltig, Gerüste, Loren, ein Kran, der sich drehte, und überall Männer, die klein waren gegen das, was sie bauten. Der Lärm war nahebei nicht mehr ein Pochen, sondern ein Mahlen, ein Dröhnen, das einem in der Brust saß.

Anton fand sie am Rand und führte sie ein Stück, stolz, als gehörte ihm das alles. «Da kommt das Wasser hin, bis dort oben», sagte er und zeigte an den Hängen entlang eine Linie, die Marlene nicht sah und die ihr trotzdem den Atem nahm, weil sie über die Gärten lief, über den alten Weg, über das kleine Kirchlein am unteren

Pfad. «Das alles säuft ab. Dafür kriegt das Tal sein Geld.»

Es war der Bauführer, der sie störte. Ein Mann von unten, aus der Stadt, in einem sauberen Mantel, der hier oben fehl am Platz war und es wusste und es trotzdem trug wie einen Vorwurf. Er kam heran, weil eine Frau am Bau nichts zu suchen hatte, und sagte es auch so, höflich und von oben herab, in einem Hochdeutsch, das die Talleute klein machte. «Privatbesuch wird nicht gern gesehen», sagte er zu Anton, nicht zu ihr, als wäre sie ein Gegenstand, den Anton hätte besser verwahren sollen.

Anton lachte. Es war das falsche Lachen am falschen Ort. «Meine Schwester bringt mir Brot, Herr Ingenieur. Wollen Sie's ihr verbieten?»

Der Bauführer sah ihn an, kurz, abschätzend, und ging ohne ein weiteres Wort. Aber Marlene hatte den Blick gesehen, und sie kannte solche Blicke aus der Schule ihres Vaters, von Männern, die Macht hatten und sie nicht zeigen mussten, weil sie wussten, dass sie sie hatten. «Sei vorsichtig mit dem», sagte sie. Anton winkte ab. «Der? Der rechnet den ganzen Tag und schwitzt, wenn ihm einer über die Schulter sieht.»

Sie aßen zusammen am Rand der Grube, und Anton redete, wie er immer redete, von allem und nichts, und dann, halb im Scherz, mit einem Stück Brot in der Hand, sagte er den Satz, an den Marlene später so oft denken würde, dass er seine Beiläufigkeit verlor. «Weißt du, was komisch ist? Ich trag manchmal die Lieferscheine vom Lager zum Büro. Und die Zahlen stimmen hinten und vorne nicht. Da kommt Zement an, der nie ankommt. Da wird Eisen bezahlt, das ich nirgends seh.» Er kaute. «Irgendeiner verdient hier doppelt. Aber das ist nicht meine Sache. Ich grab und krieg meinen Lohn.»

Marlene sagte nichts darauf. Sie sah hinunter in die Grube, wo die Männer arbeiteten, und hinauf an den Hängen, wo die unsichtbare Linie lief, bis zu der das Wasser steigen würde, und sie hatte zum ersten Mal das Gefühl, das sie in diesem Tal nicht mehr verlassen würde: dass alles hier mit allem zusammenhing, und dass das Geflecht so fein war, dass man eine Faser nicht ziehen konnte, ohne dass irgendwo, weit weg, etwas anderes riss.

Auf dem Heimweg holte sie der Abend ein. Beim Höfli brannte schon Licht, und durch das Fenster sah sie Kaspar und die Mutter am Tisch sitzen, reglos, im Halbdunkel, zwei Menschen, die einander nichts sagten und doch gemeinsam an etwas dachten. Sie blieb einen Moment im Hof stehen, ehe sie eintrat, und über ihr, in der klaren Septemberluft, trug der Wind das Mahlen der Baustelle herauf, leiser jetzt, aber stetig, und sie dachte: Das Geld dafür ist schon ausgegeben, in jedem Kopf hier oben, lange bevor es ausgezahlt wird.

. . .

Kapitel 3 - Wasserrecht

Die Versammlung war an einem Donnerstag im Sternen, in der großen Stube, und das halbe Tal kam, weil es um Geld ging, auch wenn niemand es so nannte. Es ging, hieß es auf dem Anschlag an der Kirchentür, um Wegerechte und um die Regelung der Entschädigungen für die zu flutenden Grundstücke. Marlene durfte nicht abstimmen, keine Frau durfte das, aber sie durfte hinten an der Wand stehen, und sie stand und sah zu, wie ein Tal über sich selbst beschloß. vorne saß der Gemeindepräsident, ein schwerer Mann namens Lüthi, und neben ihm der junge Gemeindeschreiber und ein Vertreter der Baufirma, nicht der Bauführer, ein anderer, glatter noch. Es wurde verlesen, wer wie viel Land verlor und wer wie viel bekam, und Marlene merkte schnell, dass die Zahlen nicht gleich verteilt waren. Die großen Höfe oben am Hang, die Aregger und die Imhof und die Lüthi selbst, verloren wenig und bekamen viel; die kleinen Pächter unten, die das beste, das fruchtbarste Land bewirtschafteten, das gerade darum überflutet wurde, verloren alles und bekamen, gemessen daran, einen Almosen. Und es war so eingerichtet, dass die Pächter dagegen nicht stimmen konnten, weil das Land, das sie bestellten, nicht ihres war, sondern denen gehörte, die oben saßen.

Als es zur Abstimmung kam, hob Kaspar die Hand mit der Mehrheit. Er tat es ohne Zögern und ohne Triumph, mit dem ruhigen Gesicht eines Mannes, der etwas Notwendiges tut. Marlene sah einen der Pächter an, einen alten Roduner, dessen Garten im Frühjahr versinken würde, und sah, wie er Kaspars Hand sah, und wie nichts

in seinem Gesicht sich rührte, weil er es nicht anders erwartet hatte. So ging das hier. Man stimmte für den Hof, und der Hof stimmte für sich.

Hinterher, beim Most, begriff Marlene das Geflecht ganz. Sie hörte zu, wie die Männer redeten, wer wem noch etwas schuldig war, wer wessen Vieh über den Winter gebracht hatte, wessen Bruder bei wessen Tochter, und sie verstand, dass keine dieser Hände frei war. Jede hing an einer anderen. Lüthi schuldete der Bank, die Bank kannte den Vertreter der Baufirma, Imhof hatte Aregger ausgeholfen in einem schlechten Jahr, und Aregger würde Imhof nicht widersprechen, solange diese Schuld nicht beglichen war. Es war kein böser Plan dahinter. Es war etwas Schlimmeres: ein gewachsenes Netz, in dem jede Stimme schon vergeben war, bevor die Frage gestellt wurde.

Anton, der mitgekommen war, hielt es nicht aus. Er hatte zwei Most getrunken und stand auf, als der Vertreter der Baufirma gerade von der «großzügigen Lösung» sprach, die man dem Tal angeboten habe, und sagte, laut genug, dass die Stube still wurde: «Großzügig. Und das Eisen, das Sie verrechnen und nicht liefern, ist das auch großzügig?»

Einen Augenblick lang sagte niemand etwas. Der Vertreter lächelte, dünn. «Der junge Mann», sagte er, «versteht von Buchhaltung so viel wie ich vom Mähen.» Ein paar lachten, erleichtert, und das Gespräch ging weiter, und der Augenblick schloss sich über Antons Satz wie Wasser über einem Stein. Aber Marlene, die hinten an der Wand stand, sah, dass Kaspar sich nicht zu seinem Schwager umdrehte, und sie sah, dass Imhof es tat, langsam, und Anton ansah, mit einem Blick, der etwas wog.

Auf dem Heimweg, in der Dunkelheit, gingen die drei nebeneinander, Kaspar in der Mitte. Eine Weile sagte keiner etwas. Dann, beiläufig, fast warm, sagte Kaspar: «Du solltest beim Bau sein und schaffen, Anton. Nicht reden. Reden hilft hier keinem.» Es klang wie der Rat eines älteren Bruders, der er nicht war, und Anton nahm es so und lachte. «Schon gut. Ich grab ja.»

Aber Marlene, die hinter ihnen ging, hörte, was Kaspar nicht gesagt hatte, und es war mehr als das, was er gesagt hatte. Über ihnen stand der Himmel voller Sterne, kalt und unbeteiligt, und von unten, durch die Nacht, kam das Pochen herauf, gleichmäßig, geduldig, und Marlene dachte, dass der Damm wuchs, Schlag um Schlag, und dass mit ihm etwas anderes wuchs, langsamer und im Dunkeln, für das es noch keinen Namen gab.

. . .

Kapitel 4 - Was Anton wusste

Er kam an einem Abend Ende Oktober zu ihr in den Stall, als sie allein war und die Laterne schon brannte, und er hatte etwas in der Jacke, das er nicht gleich zeigte. Er stand da und sah zu, wie sie das Heu warf, und sagte schließlich: «Ich muss dir was zeigen. Aber du darfst es niemandem sagen. Auch dem Kaspar nicht.» Es war ein Stück Papier, von Hand abgeschrieben, in Antons ungelener Schrift: Zahlen, Daten, Posten. Zement, Eisen, Bretter, daneben Beträge, und daneben, in einer zweiten Spalte, andere Beträge. «Das Linke ist, was bestellt und bezahlt wurde», sagte er leise. «Das Rechte ist, was wirklich auf den Bau gekommen ist. Ich hab's eine Woche lang verglichen, jedes Mal, wenn ich die Scheine getragen hab.» Er tippte mit dem Finger auf die Differenz. «Da fehlt für ein halbes Haus Material. Bezahlt aus dem Geld, das für das Tal gedacht ist. Für die Entschädigungen. Verstehst du? Sie nehmen es uns weg, bevor wir's haben.»

Marlene hielt das Papier näher an die Laterne. Sie verstand Zahlen, ihr Vater hatte ihr das beigebracht, und sie sah, dass Anton recht hatte. «Was willst du damit machen?»

«Zur Behörde. Nach Interlaken, ins Bezirksamt. Die müssen das prüfen. Dann kriegt das Tal sein Recht und die Gauner kriegen, was sie verdienen.» Er war stolz, sie sah es, stolz und ein bisschen aufgeregt, wie ein Junge, der einen Erwachsenen beim Lügen ertappt hat und nun glaubt, die Welt warte auf seine Meldung.

Sie sah noch einmal auf das Papier, und je länger sie sah, desto mehr wich ihr die Wärme aus den Händen, obwohl der Stall warm

war. Denn das Geld floss nicht nur aus dem Tal hinaus. Ein Teil davon, das zeigten die Daten, ging über das Lager, und das Lager führte ein Mann aus dem Tal, und dieser Mann stand nicht allein. Wer hier doppelt verdiente, verdiente nicht gegen das Tal, sondern mit ihm, mit einigen oben am Hang, mit Namen, die sie an jedem Sonntag in der Kirche zwei Bänke vor sich sitzen sah. Es war kein Fremder, der stahl. Es war das Tal, das sich an sich selbst bediente, und die Spur, das ahnte sie auf einmal mit einer Kälte, die nichts mit dem Stall zu tun hatte, lief näher heran, als Anton wusste — bis fast an den Tisch, an dem sie aß.

«Anton.» Sie legte ihm die Hand auf den Arm. «Warte noch. Nicht dieses Wochenende. Lass mich erst etwas herausfinden.»

«Was gibt's da herauszufinden? Die Zahlen sind die Zahlen.»

«Bitte. Warte eine Woche.»

Er sah sie an, und weil er sie liebhatte, sagte er: «Gut. Eine Woche.» Aber sie kannte ihren Bruder. Sie hörte das Versprechen und hörte zugleich, dass er es nicht hielt, dass er es schon im Moment des Versprechens nicht mehr meinte, weil in seinem Kopf das Richtige immer einfach war.

Er steckte das Papier zurück in die Jacke, die er an den Nagel hängte, weil er ihr noch helfen wollte beim Tränken, und so hing die Jacke eine halbe Stunde an der Stallwand, im Licht der Laterne. Und als Marlene später aufsaß, stand Kaspar in der Stalltür, ohne dass sie ihn hatte kommen hören, und sah nicht sie an und nicht Anton, sondern die Jacke, aus deren Tasche ein Zipfel des Papiers ragte. Er sagte nichts. Er sagte, das Tor müsse besser verriegelt werden, der Wind reiße sonst daran. Und ging wieder. Aber Marlene hatte gesehen, wohin er gesehen hatte, und in dieser Nacht zählte sie nicht die Schläge der Baustelle, sondern lag wach und versuchte zu

rechnen, wie viele Menschen ein einziges Stück Papier zugleich retten und ins Unglück stürzen konnte.

. . . .

Kapitel 5 - Der erste Schnee

Der Winter kam zu früh in diesem Jahr. In der ersten Novemberwoche fiel Schnee bis weit hinunter, nasser, schwerer Schnee, der die Gerüste am Damm gefährlich machte und die Arbeit für ein paar Tage stilllegte. Die Männer hingen herum, gereizt, weil ohne Schicht kein Lohn war, und das Geld, das im Tal schon ausgegeben war, ohne es zu sein, kam nun langsamer als gedacht. Im Höfli wurde es eng. Die Mutter zählte das Holz, Kaspar zählte im Kopf, und zwischen allen lag etwas, das Marlene nicht benennen konnte, das aber dichter geworden war, seit Kaspar in der Stalltür gestanden hatte. Er sah Anton anders an jetzt. Nicht feindselig — Kaspar war zu beherrscht für Feindseligkeit —, aber wachsam, so wie man ein Wetter ansieht, das sich noch nicht entschieden hat.

An einem dieser grauen Nachmittage kam Imhof. Der Schwager, der Mann von Kaspars Schwester, ein großer, freundlicher Mensch mit einem Händedruck wie ein Schraubstock. Er und Kaspar setzten sich in die Stube, und Marlene war in der Küche und hörte ihre Stimmen, halb, gedämpft. Sie hörte das Wort «Behörde», sie hörte «der Junge», sie hörte Imhof sagen: «Wenn das nach unten kommt, dann nicht nur er, dann —», und dann trat sie mit dem Krug ein, um nachzuschenken, und das Gespräch brach ab, mitten im Satz, und beide Männer sahen sie an mit dem höflichen, leeren Gesicht von Leuten, die gerade über etwas geredet haben, das man nicht weiterredet, wenn eine Frau dazukommt.

«Most?», sagte sie.

«Danke», sagte Imhof und lächelte, und das Lächeln blieb im unteren Teil seines Gesichts und kam nicht höher.

Am Abend kündigte Anton es beim Essen an, beiläufig, mit vollem Mund, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt. «Am Samstag fahr ich nach Interlaken. Hab da was zu erledigen.» Er sah Marlene nicht an, als er es sagte, und gerade weil er sie nicht ansah, wusste sie, was er erledigen wollte. Die Woche war noch nicht um. Er hatte nicht gewartet. Kaspar legte den Löffel hin, langsam, und sagte: «Was hast du in Interlaken?» Und Anton, leicht, fröhlich, unbedacht: «Geschäfte.» Die Mutter sah von einem zum anderen, und in ihrem trockenen Gesicht bewegte sich etwas, das Marlene als Angst erkannte, eine alte, geübte Angst, die wusste, wie man sie verbarg.

In dieser Nacht stand Marlene auf, als alle schliefen, zündete am Herd einen Span an und setzte sich an den Tisch und schrieb. Sie schrieb an Anton. Sie schrieb, dass er warten solle, nur noch ein paar Tage, dass er nicht wisse, wen er treffe, wenn er die Spur zu Ende gehe, dass diese Zahlen Menschen meinten, die ihnen näher seien als der Bauführer mit dem sauberen Mantel. Sie schrieb es so deutlich, wie sie es zu sagen nicht wagte, und am Ende schrieb sie, dass sie ihn liebe und dass Liebe manchmal heiße, eine Wahrheit eine Weile zu tragen, statt sie fallen zu lassen, weil sie im Fallen zu viel zerschlage.

Sie las den Brief zweimal. Dann faltete sie ihn und steckte ihn in den Umschlag und schrieb seinen Namen darauf. Aber sie legte ihn nicht ins Postfach unten beim Brückenkopf, wie sie es vorgehabt hatte. Es war zu spät für die Post, und außerdem, dachte sie, war ein Brief das Falsche; sie würde ihn ihm am Morgen selbst geben, ihn ihm in die Hand drücken und in die Augen sehen, und dann würde er warten, weil er es ihr nicht abschlagen könnte von Angesicht zu

Angesicht. Sie legte den Umschlag unter ihr Kopfkissen und löschte den Span und ging zurück ins Bett, und draußen war es still, ganz still, weil der Schnee alles schluckte, sogar das Pochen der Baustelle, das in dieser einen Nacht nicht ging.

. . . .

Kapitel 6 - Der Tag am Stollen

Sie verschlief. Es war der Schnee, der sie verschlafen ließ, diese ungewohnte, vollkommene Stille, und als sie aufwachte und nach dem Umschlag unter dem Kissen tastete und hinunterlief, war Antons Platz am Tisch schon leer und kalt. «Er ist hoch zum Bau», sagte die Mutter, ohne aufzusehen. «Sie räumen die Gerüste vom Schnee. Brauchen jede Hand. Er hat gesagt, nach Interlaken fährt er nachmittags.» Marlene zog die Stiefel an, ehe sie wusste, dass sie es tat. Den Umschlag steckte sie in die Manteltasche. Sie sagte, sie wolle Anton etwas bringen, und niemand fragte was, und sie ging hinaus in den klaren, eiskalten Morgen, in dem der Schnee unter den Sohlen quietschte, den Weg hinunter, an den verschneiten Gärten vorbei, dorthin, wo das Tal sich öffnete und die Wunde im Stein lag.

Schon von weitem hörte sie, dass etwas nicht stimmte. Nicht das gleichmäßige Mahlen, sondern Rufe, einzelne, harte Rufe, und das Bellen einer Sirene. Sie ging schneller. Am Bau war Aufruhr. Männer rannten, einer schrie nach Seilen, einer nach dem Arzt. Beim unteren Stollen, hörte sie im Vorbeilaufen, war Wasser eingebrochen, eine Ader, die der Frost gesprengt hatte, und mit dem Wasser war etwas vom Hang gekommen, Geröll, ein Gerüstteil.

Sie blieb am oberen Rand stehen, weil weiter unten der Posten niemanden durchließ, und von dort, durch das Gewimmel, sah sie es. Sah es nur einen Augenblick lang und nie mehr ganz scharf, ihr Leben lang nicht: drei Gestalten oben am seitlichen Gerüst, da, wo das Wasser herauskam. Anton, sie erkannte seine Jacke. Daneben,

größer, in einem dunklen Mantel, der Bauführer. Und ein dritter, der ihr den Rücken zukehrte und der von hier oben aussah wie Kaspar und der vielleicht Kaspar war und vielleicht Imhof und vielleicht ein Fremder. Eine Bewegung, hastig, ein Greifen oder ein Stoßen, sie konnte es nicht unterscheiden, das Wasser dazwischen, der Dampf in der kalten Luft. Und dann fiel Anton. Er fiel nicht weit, aber er fiel falsch, auf den Stein und das Eisen, und das Wasser ging über ihn.

Als Marlene unten ankam — sie wusste später nicht, wie sie an dem Posten vorbeigekommen war —, hatten sie ihn schon herausgezogen und auf eine Plane gelegt, und ein Mann kniete bei ihm und richtete sich wieder auf und schüttelte den Kopf, und um sie herum sagten die Stimmen bereits das Wort, das von nun an gelten würde. «Ein Unglück.» «Das Wasser, der Frost, keiner konnte —» «Ein Unglück, ein furchtbares Unglück.» Sie sagten es schon, ehe der Landjäger kam, sie sagten es einander zu, fest und schnell, wie man einen Verband anlegt, damit eine Wunde aufhört zu bluten.

Marlene kniete bei ihrem Bruder. Sein Gesicht war ruhig, nass, fremd. In ihrer Manteltasche, gegen ihren Schenkel, lag der Umschlag mit seinem Namen, den sie ihm hatte geben wollen und nicht gegeben hatte, eine Stunde zu spät, einen Schlaf zu spät. Sie spürte, wie jemand ihr die Hand auf die Schulter legte, und wusste, ohne aufzusehen, dass es Kaspar war, dessen Mantel nass war bis zu den Knien. Sie sah nicht auf. Sie schloss die Hand um den Umschlag in ihrer Tasche, fester, und ließ ihn dort, und sagte kein Wort, und das war der erste.

. . .

Kapitel 7 - Protokoll

Der Landjäger kam am Nachmittag aus dem Bezirk herauf, ein langer, müder Mann, der schon viele Unfälle aufgenommen hatte und dem man ansah, dass er den Winter und die Straße verfluchte. Er nahm die Aussagen im Büro der Baufirma auf, einem Bretterschlag neben der Grube, und Marlene durfte dabei sein, weil sie die Schwester war, und so sah sie zu, wie aus einem Morgen, den sie nicht ganz gesehen hatte, ein Satz wurde, der für immer gelten sollte. Es war erstaunlich, wie glatt es ging. Jeder sagte dasselbe, und keiner musste sich abstimmen, weil alle schon wussten, was gesagt werden würde. Ein Wassereinbruch, infolge des Frosts. Ein Mann, der zu nah am Rand gearbeitet hatte. Ein Gerüstteil, das nachgab. Niemand in der Nähe, der hätte eingreifen können. Ein Unglück. Die Worte fügten sich ineinander wie die Steine einer Mauer, jeder Stein vom nächsten gehalten, und je mehr Steine, desto fester das Ganze.

Eine junge Frau tippte mit. Sie saß in der Ecke an einer Maschine, der Gemeinbeschreiber hatte sie geschickt, weil er selbst nicht abkömmlich war, und sie tippte schnell und genau, ohne aufzusehen, und nur einmal, als der Bauführer das Wort «bedauerlicherweise» benutzte und eine Pause machte, sah sie kurz hoch, und ihr Blick streifte Marlene, und in dem Blick war etwas, das Marlene festhielt: ein Erkennen, ein Wissen, dass hier mehr geschrieben wurde als wahr war. Ruth, hörte Marlene später ihren Namen. Ruth Berger. Sie würde sich an diesen Blick erinnern, dreißig Jahre lang, vierzig.

Kaspar sagte aus, knapp, in ganzen, festen Sätzen. Er sagte, er sei oben gewesen, um beim Räumen zu helfen. Er sagte, das Wasser sei plötzlich gekommen. Er sagte, er habe Anton noch zugerufen. Was er nicht sagte — und nur Marlene, die ihn kannte, hörte die Lücke, hörte das Schweigen, das er um diese eine Stelle legte —, war, wer noch am seitlichen Gerüst gewesen war und wie nah und in welcher Bewegung. Er sagte nicht «ich war bei ihm». Er sagte «ich war oben». Zwischen den beiden Sätzen lag der ganze Tag.

Der Bauführer war zuvorkommend. Er sprach von der Tüchtigkeit des Verunglückten, von der Tragik, und dann, beiläufig, von der «großzügigen Regelung», die die Firma den Hinterbliebenen und dem Tal selbstverständlich zukommen lassen werde, gerade jetzt, in diesen schweren Tagen. Niemand fragte nach, was eine großzügige Regelung mit einem Unfall zu tun hatte.

Zuletzt fragte der Landjäger Marlene. Müde, fast väterlich. Ob sie, die ja in der Nähe gewesen sei, etwas gesehen habe, das er wissen müsse. Ihre Manteltasche war leer; sie war zwischendurch hinaufgegangen und hatte den Umschlag, ehe die Einvernahme begann, im Stall unter einen losen Stein der Schwelle geschoben, ohne zu wissen warum, nur dass er nicht bei ihr sein durfte. Sie spürte die Stelle in ihrer Tasche, wo er gewesen war, wie man eine Narbe spürt. Sie sah den Landjäger an. Sie sah Kaspar an, der sie nicht ansah. Sie sah die junge Ruth, deren Finger über der Maschine schwebten und warteten.

«Nein», sagte Marlene. «Ich kam zu spät. Ich habe nichts gesehen.»

Ruths Finger fielen auf die Tasten. Das Wort stand im Protokoll, ehe es verklungen war.

. . . .

Kapitel 8 - Die Regelung

Die Regelung kam schneller als der Frühling. Schon vor Weihnachten war das Geld da, mehr Geld, als ein Toter wert sein durfte, ausgezahlt an die Hinterbliebene und, in einem zweiten Posten, an das Tal, an die Gemeinde, für die zu flutenden Grundstücke, und niemand sprach es aus, aber jeder wusste, dass der zweite Posten großzügiger ausfiel, seit der erste nötig geworden war. Das Höfli war mit einem Schlag schuldenfrei. Die Mutter zählte das Holz nicht mehr. Kaspar zahlte die Bank zurück und kaufte im Frühjahr die obere Weide dazu, die sie paarweise geteilt hatte. Anton: Erbe — wie Lohnsack, ein paar Kleider, eine Uhr — ging an Marlene. Über die Zahlen, die er ihr im Stall gezeigt hatte, sprach niemand. Das Papier war fort; sie wusste nicht, ob es mit ihm ins Grab gegangen war, in der Jackentasche, oder ob es jemand vorher herausgenommen hatte, und sie wagte nicht zu fragen. Was sie wusste, war, dass die Spalten verschwunden waren, die linke und die rechte, und mit ihnen die Differenz, und dass aus der Differenz nun eine Weide geworden war und ein bezahlter Kredit und das Lächeln, mit dem die Mutter wieder Most einschenkte.

Imhof war plötzlich flüssig. Er kaufte einen Traktor, den ersten im Tal, und fuhr ihn am Sonntag durchs Dorf, und die Leute sahen ihm nach und sagten, der Imhof, der habe es geschafft, und Marlene rechnete im Kopf, wie sie es bei ihrem Vater gelernt hatte, rechnete den Traktor und die Weide und die schuldenfreie Stube gegen einen Mann, der am Stollen lag, und das Ergebnis war eine Zahl, die sie für sich behielt, weil es niemanden gab, dem sie sie hätte nennen

können, ohne alles zum Einsturz zu bringen, auch sich selbst.

Die Beerdigung war an einem klaren, harten Wintertag. Das halbe Tal kam, weil das halbe Tal kam, wenn einer starb, und der Pfarrer sprach von einem fleißigen, fröhlichen jungen Mann, den der Herr zu früh zu sich genommen habe, von einem, der dem Tal in seiner kurzen Zeit ein guter Nachbar gewesen sei. Das Tal nickte. Es nickte einträchtig, mit der Erleichterung von Leuten, die einen schweren Stein gemeinsam an die richtige Stelle gelegt haben. Imhof trug den Sarg mit. Kaspar trug den Sarg mit. Marlene ging hinterher und sah die breiten Rücken der Männer, die ihren Bruder trugen, und dachte, dass es ein Bild war, das stimmte und das log, beides zugleich, und dass sie von nun an in solchen Bildern leben würde.

Am Grab, als die Erde fiel, legte Kaspar ihr die Hand auf die Schulter. Es war dieselbe Geste wie am Stollen, derselbe Mann, dieselbe Hand. Und Marlene verstand zum ersten Mal vollständig, was diese Hand bedeutete. Sie bedeutete Trost, ja. Aber sie bedeutete auch einen Vertrag, der nie geschrieben und nie gekündigt werden würde: dass sie nun zusammengehörten, nicht nur als Mann und Frau, sondern als zwei, die dasselbe wussten und dasselbe schwiegen, gebunden fester durch das Verschwiegene als durch jedes Versprechen vor dem Altar. Sie ließ die Hand auf ihrer Schulter. Sie hätte sie abschütteln müssen, und sie wusste es, und sie tat es nicht, und das war der zweite Stein, ihr eigener, gegen den der erste sich legte.

. . .

Kapitel 9 - Winter über dem Stausee

Im Februar schlossen sie den Damm. Sie ließen die letzten Durchlässe zu, und das Wasser, das bis dahin durch das Tal gelaufen war wie seit jeher, fand keinen Ausgang mehr und begann zu steigen. Es stieg langsam, kaum merklich von Tag zu Tag, und doch sah Marlene es jeden Morgen, wenn sie aus der Dachkammer blickte: wie das Tal sich füllte, wie die unteren Gärten zuerst nur nasse Füße bekamen und dann verschwanden, wie der alte Weg, auf dem sie im Herbst hinuntergegangen war zur Baustelle, Stück um Stück unter eine graue, glatte Fläche tauchte. Am längsten hielt sich das Kirchlein. Das kleine Kapellchen am unteren Pfad, in dem schon ihre Vorgänger geheiratet und getauft und betrauert worden waren, stand zuletzt allein im steigenden Wasser, eine Insel, dann nur noch das Dach, dann nur noch der schmale Dachreiter mit dem schiefen Kreuz, der wie ein Finger aus dem See ragte. Marlene stand am Ufer, an dem neuen, fremden Ufer, das es vor einem Jahr nicht gegeben hatte, und sah zu, wie das Wasser am Kreuz hochkroch, und konnte sich nicht abwenden.

In diesen Wochen tat sie etwas, das sie sich selbst nie ganz erklärte. Sie holte den Umschlag aus dem Stall, unter dem losen Stein der Schwelle, wo er den Winter über gelegen hatte, klamm, aber lesbar. Sie hätte ihn verbrennen können. Es wäre vernünftig gewesen, es war das, was eine kluge Frau getan hätte, die weiterleben wollte. Sie verbrannte ihn nicht. Sie wickelte ihn in gewachstes Tuch und in ein Stück Blech, das einmal eine Tabakdose gewesen war, und an einem grauen Nachmittag, noch ehe das steigende Wasser den

Eingang erreichte, ging sie hinunter, watete das letzte, knöcheltiefe Stück bis zur Kapelle, deren Vorraum noch trocken lag, und schob die Dose hinter einen losen Stein in der Mauer, dort, wo das Wasser, dachte sie, sie nie ganz erreichen und nie ganz fortspülen würde. Sie wusste nicht, für wen sie ihn dort verbarg. Nicht für sich. Vielleicht für niemanden. Vielleicht für jemanden, den es noch nicht gab.

In jenem Winter fanden Kaspar und sie zueinander, auf eine Weise, die Marlene nicht erwartet hatte und die sie traurig machte, gerade weil sie echt war. Sie lagen beieinander in der Dachkammer, und draußen stand das Wasser, und Kaspar, der wortkarge Mann, war zärtlich in der Dunkelheit, vorsichtig, fast dankbar, und Marlene erwiderte es, und es war keine Lüge. Das war das Schwerste daran. Es war keine Lüge. Sie hatten einander, und sie hatten dasselbe begraben, und beides ließ sich nicht mehr trennen, das Verschwiegene und die Nähe wuchsen aus derselben Wurzel, und wenn sie ihn umarmte, umarmte sie auch das Schweigen, und wenn sie das Schweigen hasste, traf der Hass auch ihn.

Im März, als der Schnee von den Hängen ging, merkte sie, dass sie schwanger war. Sie stand am Fenster und sah hinaus auf den See, der jetzt voll war, eine ruhige, bleierne Fläche, unter der das alte Tal lag mit seinen Gärten und seinem Weg und seinem Brief, und sie legte die Hand auf den Leib und dachte: Hier fängt etwas Neues an. Auf diesem Grund. Und sie wusste in diesem Augenblick, klar und ohne Hoffnung, dass das Neue auf dem Alten stehen würde, ob sie es wollte oder nicht, dass das Kind, das da kam, sein erstes Atmen auf einem versunkenen Grund tun würde, und dass es das nie erfahren dürfte und es doch immer mit sich tragen würde, wie das Wasser den Weg trug, den es bedeckte.

. . .

Kapitel 10 - Wer fragt

Im April kam ein Mann von unten, den niemand erwartet hatte. Er war von der Baufirma, aber nicht vom Bau — ein Prüfer, ein blasser, höflicher Mensch mit einer Aktentasche, der erklärte, die Abrechnungen des Damms würden, wie bei jedem Großprojekt, einer Nachkontrolle unterzogen, eine reine Formsache, und er werde ein paar Tage im Tal sein und das eine oder andere fragen. Das Tal schloss sich um ihn lautlos und vollständig, wie sich das Fleisch über einem Splitter schließt, den der Körper nicht hergibt. Es geschah ohne Befehl, ohne Versammlung, ohne dass jemand es anordnete. Es geschah einfach, weil jeder wusste, was auf dem Spiel stand, und weil jeder mit jedem verbunden war. Wo der Prüfer auch fragte, bekam er dieselben höflichen, leeren Antworten. Lieferscheine? Beim Lager, gewiss, aber das Lager sei nach dem Bau geräumt worden. Der Verunglückte, der angeblich Unregelmäßigkeiten bemerkt habe? Ein tüchtiger, aber junger Mann, Gott hab ihn selig, der von Buchhaltung wenig verstanden habe. Man bedauere, man helfe gern, man könne leider nicht dienen.

Marlene sah es mit an, und sie sah etwas, das ihr den letzten Rest einer Hoffnung nahm, die sie nicht gewusst hatte zu haben. Sie sah, dass auch die junge Ruth Berger nun trug. Der Prüfer wollte ins Gemeindearchiv, wollte das Bauprotokoll, wollte die Lieferlisten, die dort hätten liegen müssen. Und Ruth, die genaue, die ordentliche Ruth, suchte und suchte und fand eine Mappe nicht. «Die muss verlegt worden sein bei der Übergabe», sagte sie, mit einem Gesicht, in dem keine Lüge stand, nur Bedauern, und Marlene, die zufällig im

Vorraum wartete, sah, dass Ruth wusste, wo die Mappe war, und dass sie sie nicht finden würde, niemals, weil sie nun auch eine von ihnen war, hineingezogen durch eine einzige fehlende Seite, die sie selbst getippt oder nicht getippt hatte.

Nach drei Tagen reiste der Prüfer ab, mit leerer Tasche und höflichem Gruß. Am Abend war der Sternen voll. Es war keine angekündigte Feier, niemand hätte gewagt, sie eine Feier zu nennen, aber es wurde getrunken, und es wurde gelacht, lauter als sonst, und Imhof gab eine Runde aus, und der Gemeindepräsident eine zweite, und über allem lag die Erleichterung von Menschen, die gemeinsam an einer Klippe entlanggegangen sind und nun, in Sicherheit, beinahe übermütig werden.

Marlene saß dabei, weil sie dazugehörte, und sie trank nicht. Sie sah in die roten, fröhlichen Gesichter und begriff das Letzte, das ihr noch gefehlt hatte. Die Lüge war nicht mehr Antons und nicht mehr ihre. Sie war nicht einmal mehr nur die der Areggers oder der Imhofs. Sie war größer geworden als ihr Anlass, sie hatte sich verzweigt und Wurzeln geschlagen in jedem Haus, das von der Regelung profitiert hatte, in jeder Hand, die abgewunken, in jeder Mappe, die nicht gefunden worden war. Sie gehörte nun allen. Und etwas, das allen gehört, dachte Marlene, kann niemand mehr zurücknehmen. Es wird getragen, weil alle es tragen. Sie stand auf, ehe der dritte Most kam, und ging hinaus in die kühle Nacht, und über dem dunklen See standen die Sterne, und sie legte beide Hände auf ihren Leib und sagte leise, zu dem Kind oder zu sich, sie wusste es nicht: «Du nicht. Du sollst es nicht tragen.» Und wusste im selben Atemzug, dass es ein Versprechen war wie Antons Versprechen im Stall — gemeint und schon im Meinen gebrochen.

. . . .

Kapitel 11 - Das Kind

Theo kam im Oktober, an einem windigen Abend, als der erste Schnee schon auf den hohen Graten lag und unten am Fenster die letzten Blätter der Obstbäume sich drehten. Es war eine schwere Geburt, die Hebamme aus dem Nachbartal kam zu spät, und die alte Mutter Aregger war es, die half, mit ihren großen, trockenen Händen, ruhig und geübt, als hätte sie das schon hundertmal getan, und vielleicht hatte sie das. Als das Kind schließlich schrie, ein zorniger, lebendiger Schrei, der durch die ganze Stube ging, sah Marlene in das alte Gesicht über sich und sah dort etwas, das sie nie zuvor dort gesehen hatte: nackte, ungeschützte Erleichterung, fast Glück. «Ein Bub», sagte die Mutter. «Das Höfli hat einen Erben.» Und sie sagte es, als wäre damit eine Rechnung beglichen, die schon lange offen gewesen war. Sie legten ihn Marlene an die Brust, und sie hielt ihn, diesen kleinen, heißen, fremden Menschen, und etwas in ihr brach auf, das nichts mit Pflicht zu tun hatte und nichts mit dem Hof, eine Zärtlichkeit, die ihr in die Kehle stieg und sie im selben Atemzug erschreckte. Und in dieser Liebe, in ihrem Zentrum, wie ein dunkler Kern in einer Frucht, saß der Gedanke an Anton, der dieses Kind nie sehen würde, und an den Brief in der Kapelle unter Wasser, und an den Grund, auf dem sie alle lebten. Sie weinte, und alle hielten es für die Tränen einer Mutter, und es waren auch die, aber nicht nur.

Kaspar trat ans Bett, scheu, wie er bei großen Dingen immer scheu war. Er sah auf seinen Sohn, lange. Dann sagte er etwas, das er nie zuvor gesagt hatte und nie wieder sagen würde, leise, fast nur für

sich, mit einer Stimme, in der etwas riss: «Ich hätt's anders —» Und brach ab. Er sagte nicht, was er anders gewollt hätte. Er sagte es nicht, weil das ganze Tal in diesem unvollendeten Satz lag, der Stollen und das Wasser und der Mann auf der Plane, und weil ein Mann wie Kaspar lieber einen Satz abbrach, als ihn zu Ende zu denken. Aber Marlene hatte ihn gehört, den abgebrochenen Satz, und sie wusste, dass er das Nächste war, was sie je von ihm an Beichte bekommen würde, und dass es genug sein musste, weil mehr nicht kam.

In den Nächten, wenn sie das Kind stillte und das Tal still war, traf sie ihre Entscheidung. Sie würde es Theo nie erzählen. Nicht wenn er klein war, nicht wenn er groß war, nie. Sie würde das Schweigen halten wie einen Schild über ihn, würde ihm ein Tal geben, das einfach war, einen Hof, der einfach war, einen Vater, der einfach war, und sie würde die Risse, die unter allem liefen, mit ihrem eigenen Leib zudecken, ihr Leben lang. Sie nannte es Schutz. Sie glaubte es auch. Erst viel später, als alter Frau, würde sie ahnen, dass ein Schweigen, das man über ein Kind legt, kein Schild ist, sondern ein Gewicht, das es trägt, ohne je zu wissen, woran es trägt.

Eines Morgens, als das Kind ein paar Wochen alt war, sah sie zufällig in den blinden Spiegel über der Truhe, der schon der Mutter gehört hatte. Sie sah ihr Gesicht, jung noch, aber verändert, mit einem Zug um den Mund, den sie nicht kannte, einem festen, geschlossenen Zug, den sie an der alten Mutter Aregger kannte und an den alten Frauen des Tals, die am Fenster saßen und nichts mehr sagten. Und Marlene erkannte zum ersten Mal mit voller Klarheit die Frau, die sie werden würde: die schweigende Frau am Fenster, die alles weiß und nichts sagt. Sie war dreiundzwanzig. Sie legte den Spiegel mit dem Gesicht nach unten auf die Truhe und nahm ihren

Sohn auf und trat ans Fenster, hinaus auf den See, der ruhig und glänzend dalag, und hielt das Kind so, dass es das Wasser nicht sah.

. . . .

Kapitel 12 - Hochwasser im Frühjahr

Im ersten Frühjahr nach dem Kind kam die Schneeschmelze schnell und heftig. Ein warmer Föhn legte sich tagelang über die Berge, und das Wasser kam von allen Hängen zugleich, und der See, der junge, ungeprüfte See, stieg höher, als die Ingenieure berechnet hatten. Eine Weile sah es aus, als könnte er über die Mauer gehen. Männer standen am Damm, auch Kaspar, mit Lampen die ganze Nacht, und unten im Bezirk sprach man schon von Evakuierung. Dann öffneten sie die Schütze ganz, und das Wasser schoss weiß und donnernd ins untere Tal, und der Pegel hielt, knapp, und am Morgen sagten alle, die Mauer habe sich bewährt. Aber Marlene hörte Kaspar abends leise zu Imhof sagen, die Aufsicht habe einen Riss-Verdacht im unteren Drittel notiert, nichts Ernstes, hieß es, man werde es beobachten. Nichts Ernstes. Sie hatte das schon einmal gehört, über etwas anderes. Als der Pegel auf seinem Höhepunkt war und das Wasser bis weit über die alten Ufer reichte, packte Marlene eine kalte Angst, die nichts mit der Mauer zu tun hatte. Sie dachte an die Kapelle. Bei diesem Stand musste das Wasser bis in den Vorraum gehen, bis an die Mauer, hinter der die Blechdose lag. Sie ging hinunter, das Kind bei der Mutter gelassen, und stand am brodelnden, braunen Ufer, und vom Kirchlein war nichts zu sehen, nicht einmal der Dachreiter; der ganze untere See war eine einzige aufgewühlte Fläche. Irgendwo da unten, dachte sie, löst sich vielleicht gerade mein Brief vom Stein und treibt davon, und niemand wird ihn je lesen, und vielleicht ist das gut. Vielleicht nimmt das Wasser es mir ab.

Aber dann, in den folgenden Tagen, sank der Pegel wieder, das Schmelzwasser lief ab, der See beruhigte sich, und an einem klaren Maitag, als sie wieder hinunterging, ragte der Dachreiter aus dem glatten Wasser wie zuvor, das schiefe Kreuz, unverändert. Die Kapelle stand. Die Dose, ahnte sie, lag, wo sie sie hingelegt hatte. Das Wasser hatte sie nicht genommen.

Sie stand lange am Ufer und überlegte. Sie hätte hinauswaten und die Dose holen können, jetzt, bei niedrigem Stand. Sie hätte den Brief endlich verbrennen können, das Letzte fortschaffen, das von der Wahrheit übrig war, und frei sein, so frei, wie man in diesem Tal sein konnte. Sie überlegte es ernsthaft. Und dann ließ sie es. Sie ließ den Brief, wo er war, hinter dem losen Stein, im gewachsenen Tuch, in der Blechdose, unter dem Wasser, das ihn hütete. Nicht aus Schwäche, das wusste sie genau. Aus etwas, das fast Hoffnung war: dass es eines fernen Tages jemanden geben würde, der fragte, der wirklich fragen würde, und dass dann etwas dasein sollte, das antworten konnte, wenn alle Münder, die es jetzt verschwiegen, längst verstummt wären. Sie konnte es nicht sagen. Aber sie konnte es liegen lassen, für den, der käme.

«Marlene!» Es war Kaspar, oben am Hang, der nach ihr rief. Das Kind weine, sie solle heraufkommen. Seine Stimme trug weit über das stille Wasser. Sie sah noch einmal hinaus auf den See, auf das Kreuz, das aus ihm ragte, auf den Grund, der alles hielt — die Gärten, den Weg, ihren Bruder im Gedächtnis, den Brief in der Mauer. Dann wandte sie sich um und ging den Hang hinauf, zu ihrem Mann und ihrem Sohn, und sie drehte sich nicht mehr um.

Hinter ihr lag das Tal im Maienregen, der nun einsetzte, leise, gleichmäßig. Die Mauer hielt. Der See lag grau und geduldig. Und tief unter seiner Fläche, im Dunkeln, wartete ein Brief auf eine Zeit,

die noch nicht geboren war.

Über dieses Buch

Das Tal hält den Atem an - Der Hang

Ein Schreib-Experiment von aban news, Kapitel für Kapitel mit Claude Opus verfasst und redigiert.

Riedmatt, der Stausee und alle Figuren sind erfunden; Ähnlichkeiten mit realen Orten oder Personen sind Zufall.

© 2026 aban news · Allen Chour, Belp (CH) · abannews.com